3 1761 08117394 0

Cohn, A.
Rabbi Israel Hildesheimer

BM
755
H43C6

Seinem lieben alten Freunde
Rabbiner Dr. A. Goldschmidt
DZ

RABBI ISRAEL HILDESHEIMER

זצ"ל

PERSÖNLICHE ERINNERUNGEN ZU SEINEM 100. GEBURTSTAGE 5580 27. Ijar 5680

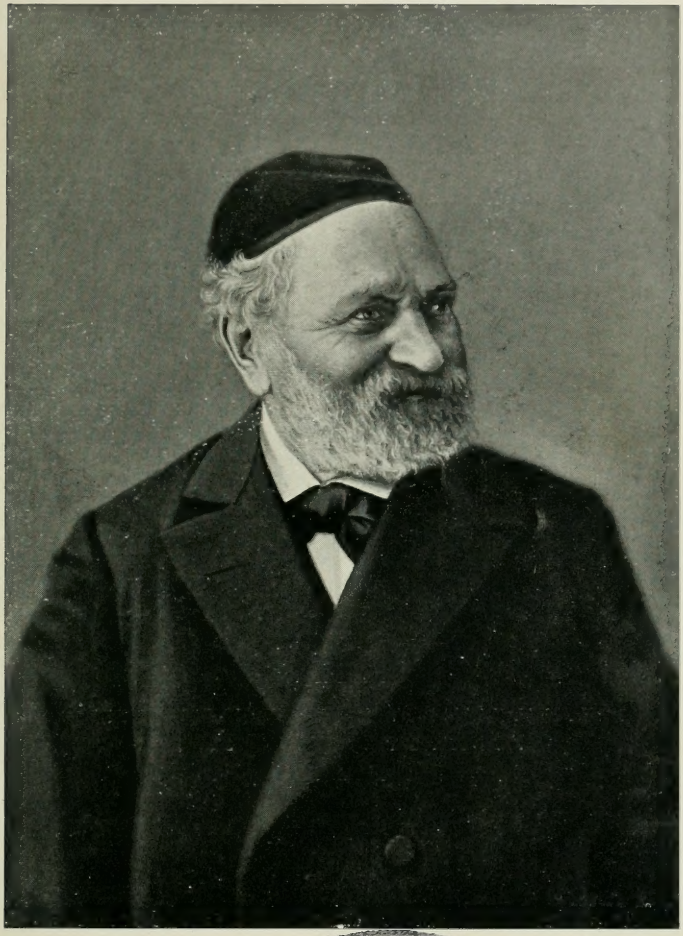
VON

RABBINER Dr. A. COHN,
IN BASEL

SONDER-ABDRUCK AUS DEM JÜDISCHEN JAHRBUCH
FÜR DIE SCHWEIZ. 5680. 1919/20.

BASEL - BUCHDRUCKEREI EMIL BIRKHÄUSER & Cie. - 1919

BM
755
H43C6



Rabbi Israel Hildesheimer
geb. 27 Jiar 5580 – gest. 4 Tammus 5659

LIBRARY
MAY 9 1973
UNIVERSITY OF TORONTO

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/rabbiisraelhilde00cohn

RABBI ISRAEL HILDESHEIMER

זצ"ל

PERSÖNLICHE ERINNERUNGEN
ZU SEINEM 100. GEBURTSTAGE
5580 27. Ijar 5680

VON

RABBINER Dr. A. COHN,
IN BASEL

SONDER-ABDRUCK AUS DEM JÜDISCHEN JAHRBUCH
FÜR DIE SCHWEIZ. 5680. 1919/20.

BASEL - BUCHDRUCKEREI EMIL BIRKHÄUSER & Cie. - 1919

Am 27. Ijar 5680 (20. Mai 1920) werden hundert Jahre verflossen sein, seitdem Rabbiner Dr. Israel Hildesheimer geboren worden ist. Da ist es dem Schreiber dieser Zeilen, der zehn Jahre lang ein Schüler des Verstorbenen war, bei ihm Thora gelernt, und, was mehr wert ist als theoretische Belehrung, שימושה גדול מליומדה sein Leben und Wirken belauscht und in sich aufgenommen und als einen Schatz praktischer Wegleitung, von dem er heute noch zehrt, in das Leben hinausgetragen hat, ein tiefes Herzensbedürfnis, das Andenken an diesen Führer des deutschen Judentums zu erneuern und das Bild dieses Grossen in Israel den Lesern des Jahrbuches menschlich näher zu bringen.

I.

Zunächst sei es mir gestattet, das Leben und die Wirksamkeit des Rabbi in seinen Hauptzügen darzulegen.

Geboren in Halberstadt, dieser uralten, frommen jüdischen Gemeinde, wo jüdisches Leben stark pulsierte, besuchte der Rabbi die jüdische Schule seines Heimatsortes. Dann ging er nach Altona, um zu den Füssen des berühmten Rabbiners Jakob Ettlinger zwei Jahre lang mit einem Fleisse ohnegleichen Talmud zu studieren; zur gleichen Zeit hörte er auch Vorträge des Chacham Bernays, des Oberrabbiners von Hamburg. Oft erzählte er uns Schülern mit tiefer Ehrerbietung und mit einer Liebe, die das Grab überdauerte, von seinen grossen Lehrern.

Nach Halberstadt zurückgekehrt, vervollständigte er sein weltliches Wissen, wobei er sich besonders in der Mathematik auszeichnete, und bestand nach verhältnismässig kurzer Vorbereitung am dortigen Domgymnasium mit grossem Erfolg die Maturitäts-Prüfung. Mit zwanzig Jahren bezog er die Universität Berlin, wo er Philosophie, Literatur, Orientalische Sprachen und Mathematik studierte. Einer seiner Lehrer war dort der Literarhistoriker Professor Dr. Werder, der bis in die siebziger Jahre hinein an der Universität Vorträge hielt, und ich erinnere mich noch, wie der Rabbi, trotz seiner karg bemessenen Zeit, es, wenn immer möglich, einzurichten suchte, einmal in der Woche die Vorlesung seines greisen Lehrers zu hören.

Während seiner Studien hatte der Rabbi schwer mit des Lebens Not zu ringen. Sein Vater war früh gestorben, seine Mutter lebte in ärmlichen Verhältnissen. Es gab Zeiten, in denen der Rabbi kein Feuerungsmaterial besass; im harten Winter im ungeheizten Zimmer studierte er, bald lesend und schreibend, bald, um der Kälte zu begegnen, hin- und hergehend, aber mit ungebrochenem Mut, immer fleissig und strebsam. Da riss ihn ein glücklicher Umstand aus allen materiellen Sorgen. In Halberstadt lebte damals der jüdische Kommerzienrat Joseph Hirsch. Während der Besitz grosser Reichtümer allzu oft den Verlust der jüdischen Gesinnung mit sich bringt und zur Verleugnung der jüdischen Weltanschauung führt, war dieser edle, fromme und wohltätige Mann, auch als das Glück ihn emporgehoben, ein ausgezeichneter Jude geblieben. Mit Aufmerksamkeit hatte er den Werdegang des Rabbi verfolgt, in welchem er den künftigen Erhalter und Vorkämpfer des traditionellen Judentums erblickte; und er rechnete es sich zur Ehre, den aufstrebenden Jüngling, der schon in früher Jugend mit der Krone der Thora geschmückt war, für seine Familie zu gewinnen. Er selbst ging zur Mutter des Rabbi und fragte sie, ob sie mit der

Bewerbung ihres Sohnes um die Hand seiner Schwester Henriette einverstanden sein würde. Man kann sich denken, mit welcher Freude dieser hochherzige Vorschlag aufgenommen wurde. Es braucht nicht gesagt zu werden, dass nun die Not des Rabbi ein Ende hatte. Mehrere Jahre warteten die Verlobten auf die Stunde ihrer Vereinigung. Die Briefe, welche die Brautleute mit einander wechselten, würden es wohl verdienen, veröffentlicht zu werden. Diejenigen, die sie lesen durften, sind entzückt von dem Fluge hoher Ideen und von dem keuschen Reiz, der sie auszeichnet.

Aber war auch die materielle Not von unserm Rabbi genommen, eine andere, geistige Not lastete schwer auf ihm. Er, der sein Volk und seine Thora so heiss und innig liebte, sah mit tiefem Schmerz, wie das Judentum in Deutschland stagnierte und dem Untergang entgegenging. Fiel doch die Jugendzeit des Rabbi in jene Jahre, in welchen das deutsche Judentum in seinen Grundvesten zu wanken schien. Er selbst hat diesen Zustand einmal in einem Vortrag mit folgenden Worten geschildert: „Mindestens neun Zehntel der Jugend gehörte damals teils zu den Religionsverächtern, teils zu den Religionsverrätern, oder im besten Falle zu den Gleichgültigen. Man scheute sich geradezu, sei es in religiöser Observanz, sei es auch nur im Namen, seine Abstammung und sein Judentum zur Schau zu tragen. Gebildet sein und dem Judentum vollends den Rücken kehren, das schien ihnen identisch zu sein. Die Verfolgungssucht der Reformer nahm Dimensionen an, deren selbst der mittelalterliche Fanatismus sich nicht hätte zu schämen brauchen. Überall öde Verlassenheit und Verzweiflung!“

Die Emanzipation hatte die Mauern des Ghetto gesprengt. Bis dahin waren die Juden von ihren christlichen Mitbürgern durch Ausnahmegesetze getrennt gewesen, welche ihnen die Möglichkeit zur freien Entfaltung

ihrer Kräfte nahmen. Sie hatten treu den Lehren unserer Gesetze ihr eigenes Leben gelebt. Nun wurden sie mitten in das Getriebe der Welt gestellt, konnten teilnehmen am allgemeinen Wettbewerb auf allen Gebieten menschlichen Strebens und empfanden erst jetzt, wie schwierig die Erfüllung der jüdischen Pflichten war, deren Übung sie früher für selbstverständlich gehalten hatten, und die ihnen ebenso notwendig erschienen waren, wie die Luft zum Atmen. Zuerst verschämt, dann aber immer dreister und lauter, erhob sich der Ruf nach einer „Reform" des Judentums. Das Judentum müsse, so hiess es, „zeitgemäss" umgestaltet werden. Alle Gebote, die den Juden im Verkehr mit Nicht-Juden Schranken auferlegten, und deren Erfüllung unbequem war, sollten beseitigt werden. Es fanden sich gefällige Rabbiner, die den Wünschen der Gemeindevorsteher willig entgegen kamen und — als ob es auch bei uns Priester gäbe, die lösen und binden können — erlaubten, was Gott verboten hat, und „das Joch der Pflichten", unter dem sie bisher geseufzt, von den Juden nahmen.

Holdheim, der radikalste Wortführer der Reform, wollte alle diejenigen jüdischen Gebote abschaffen, die ihm als rein national erschienen, während die eigentlichen religiösen Pflichten erhalten bleiben sollten. Da wurden als national auf den Index gesetzt: Sabbath und Festtage, Speise- und Reinheitsgesetze, die Brismilo und das Verbot der Mischehen. Übrig blieben dann freilich nur als eiserner Bestand des Judentums die moralischen Pflichten und der Glaube an einen Gott.

In jener Zeit der allgemeinen Verwirrung fehlte es an überragenden Führern, deren Autorität auch ausserhalb des engen Kreises ihrer Gemeinden unbedingte Geltung gehabt hätte. Welches Unheil wäre verhütet worden, wenn Hildesheimer und Hirsch fünfzig Jahre früher auf die Welt gekommen wären! Weil die ersten Juden,

welche Bildung besassen, Abtrünnige gewesen waren, galt die Bildung in den Kreisen der Frommen als verpönt, und fast wurde es als ein Axiom betrachtet, dass Bildung und Frömmigkeit nicht mit einander vereinbar seien. Die grossen Rabbiner jener Zeit waren Meister talmudischer Gelehrsamkeit, Männer von edelstem Charakter und von tiefster Frömmigkeit, aber die Bildung ihrer Zeit war ihnen fremd geblieben. Sie konnten mit der Jugend nicht in der Sprache der Gebildeten diskutieren; und immer mehr sank ihr Einfluss und ihr Ansehen. Ein allgemeiner Zusammenbruch jüdischen Pflichtenlebens drohte sich vorzubereiten, und der Ausspruch eines der ersten Vorkämpfer der Reform: „Bis in einigen Jahrzehnten werde niemand in Deutschland mehr wissen, was das Wort koscher und trefo bedeute", schien zur traurigen Wahrheit werden zu wollen.

In dieser trüben, religiös zerklüfteten, hoffnungsarmen Zeit wuchs der Rabbi heran. Die Abkehr der Gebildeten vom Judentum tat ihm bitter weh. Einmal, so erzählt uns einer seiner Zeitgenossen, war der Rabbi durch die Vorgänge seiner Tage ganz besonders betrübt. Da schrieb er zu seinem Troste mit Kreide an die Türe seines Zimmers die Worte des Propheten Jesaia: „Und wenn nur ein Zehntel übrig bleibt.... und wie bei der Eiche und bei der Terebinte, wenn man sie fällt, der Stamm zurückbleibt, so ist heiliger Samen ihr Stamm."

Die religiösen Führer des Volkes, die Rabbiner, müssen — das erkannte der Rabbi damals schon klar und deutlich — wenn sie wirken wollen, sich mit der Bildung ihrer Zeit vertraut machen, sie müssen wissen, was sie den Gottesleugnern zu erwidern haben. Aus dem Arsenal der Wissenschaft ihrer Tage müssen sie die Waffen holen, um die alte Thora zu verteidigen und zu erhalten. War R. Saadia Gaon, der das Judentum gegen die Hochflut des Karäertums so wirksam verteidigt hat, nicht einer der gebildetsten und erleuchtetsten Geister seiner Zeit? War

Maimonides, der „zweite Moses“, eine unserer grössten Autoritäten, nicht aller Wissenschaften kundig? Bildung und Frömmigkeit sind keine Gegensätze und sind es nie gewesen יפה תלמיד תורה עם דרך ארץ Die Thoratreue muss mit Weltbildung vereinigt werden, dies war von nun an die Parole, die der Rabbi für sein Leben annahm. Auf diesem Grundsatz hat er seine Wirksamkeit aufgebaut, und es ist bewundernswert, mit welcher unbeugsamen Konsequenz und Energie er seiner Weltanschauung treu blieb, wie er für sie kämpfte und ihr zum Siege verhalf.

In Halle, wo er die Vorträge von Gesenius und Rödiger hörte, vollendete der Rabbi seine Studien und promovierte dann im Jahre 1844 mit einer Dissertation über die rechte Art der Bibelinterpretation. Eine Frucht seiner wissenschaftlichen Arbeiten war auch eine Schrift, die in den Kreisen der Gelehrten berechtigtes Aufsehen erregte und allgemeine Anerkennung fand: „Materialien zur Beurteilung der Septuaginta“, in welcher er die biblische Massorah rechtfertigte und die abweichenden Lesarten der ältesten Bibelübersetzungen teils als irrtümlich, teils als gefälscht nachwies. Bald darauf führte der Rabbi seine Gattin heim und gründete mit ihr in Halberstadt sein Haus. Es war die ruhigste Zeit seines Lebens. Ein Amt bekleidete er nicht. Der Drang zu lernen und zu forschen, das Wort der Gotteslehre zu ergründen und immer tiefer in das Verständnis der Thora einzudringen, füllte seine Wünsche und seine Zeit vollständig aus. In dieser Zeit legte er den Grund zu dem staunenswerten jüdischen Wissen, das ihn auszeichnete und das auch seine Feinde widerwillig anerkennen mussten. Schon damals sammelten sich um den jungen Gelehrten Schüler, denen er sein Bestes gab. Nur einer von ihnen sei genannt: Dr. Marcus Lehmann, der nachmalige Rabbiner von Mainz, der als Redakteur des „Israelit“ einen grossen Einfluss

gewonnen und oft dankbar anerkannt hat, dass er nicht nur sein Wissen, sondern vor allem die Richtung seines Geistes in erster Reihe dem Rabbi verdankte.

Im Jahre 1851 wurde der Rabbi als Rabbiner nach Eisenstadt in Ungarn berufen, einer alten und berühmten Gemeinde, in welcher die grössten Koryphäen der jüdischen Wissenschaft gelebt hatten und tätig gewesen waren. Hier wirkte der Rabbi neunzehn Jahre lang unter den schwierigsten Verhältnissen. In Ungarn war die Orthodoxie damals bildungsfeindlich, und noch heute gibt es in den frommen Gemeinden — vereinzelte Ausnahmen bestätigen nur die Regel — keine akademisch gebildeten Rabbiner. Wie mag da vor siebzig Jahren „der deutsche Doktor" mit Misstrauen betrachtet worden sein! Aber wie Nebel vor der Sonne, so schwand dieses Misstrauen allmählich, als man die selbstlose, edle Persönlichkeit des Rabbi näher kennen lernte, der auch seine schärfsten Gegner durch den Adel seines Wesens und die Reinheit seiner Bestrebungen zu entwaffnen wusste. Der Rabbi gründete in Eisenstadt zunächst eine Gemeindeschule, in welcher neben der Thora weltliches Wissen gelehrt wurde.

Dann machte er sich an das kühne und gewaltige Werk, eine Rabbiner-Schule in Eisenstadt ins Leben zu rufen. Wer die Jugend hat, so sagt das bekannte Sprichwort, hat die Zukunft. Der Rabbi aber erweiterte diesen Satz, indem er sagte: Wer die Lehrer der Jugend und die Lehrer der Gemeinden für die Thora begeistert und sie befähigt, ihr Amt den Forderungen der Zeiten entsprechend zu führen, der rettet damit die Zukunft des Judentums. Während auf den meisten jüdischen Hochschulen Ungarns auch heute noch der Talmud und seine Erklärer den alleinigen Gegenstand des Studiums bilden, hatte der Rabbi die Kühnheit in jener Zeit, in welcher es in weiten Kreisen noch als ein Unrecht galt, ein deutsches Buch zu lesen, die Jünglinge nicht nur die Thora zu lehren,

sondern sie auch in die verschiedensten Gebiete andern Wissens einzuführen und sie in Geschichte, Literatur, Mathematik, Lateinisch und Griechisch zu unterrichten. Gegen den Rabbi kämpften die Chassidim, welche die moderne Bildung als eine Gefahr für das Judentum betrachteten; gegen ihn stritten die Neologen, die, nicht mit Unrecht, in ihm den Mann erblickten, der vermöge seiner wissenschaftlichen Bedeutung die Fähigkeit besass, ihren auf Zerstörung des alten Judentums gerichteten Tendenzen wirksam entgegenzutreten und להחזיר עטרה ליושנה der alten Thorakrone den verbleichenden Glanz zurückzugeben. Wie viele Enttäuschungen hat damals der Rabbi erlebt, da er mit seinen neuen Bestrebungen auch im Kreise derer, auf die er zählte, wenig Verständnis fand. All das hat diesen einzigartigen Mann nicht zu beirren und ihn in seiner unermüdlichen Arbeit nicht zu stören vermocht. Mit 4 Schülern fing er seine Rabbinerschule an, auf 160 Schüler konnte er zuletzt mit Stolz blicken. Damals hat der Rabbi die Nächte zu Tagen gemacht! Seine Gattin hat mir erzählt, dass er in der Regel 20 Stunden gearbeitet und nur 4 Stunden der Ruhe gewidmet hat.

Er hatte in Ungarn mit Gegnern zu kämpfen, denen jedes Mittel recht war, wenn sie die Hoffnung hatten, ihn zu vernichten. Sie schreckten sogar nicht davor zurück, ihn bei der Regierung zu verdächtigen. Eines Tages kam von der Statthalterei in Ödenburg der gemessene Befehl, binnen 24 Stunden die Rabbiner-Schule zu schliessen und alle Schüler aus Eisenstadt zu entfernen. Aber die Feinde des Rabbi, die ihn einschüchtern wollten, hatten nicht mit seiner Festigkeit und Energie gerechnet. An höchster Stelle widerlegte er eindrucksvoll die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen. Die Rabbiner-Schule wurde wieder eröffnet. An der ersten öffentlichen Prüfung nahmen die höchsten Regierungsbehörden teil und beglückwünschten ihn zu den glänzenden Resultaten, welche

das Examen aufwies. Der Führer der Neologen, Oberrabbiner Löw von Szegedin, der Redakteur des „Ben Chananja", griff den Rabbi in gehässiger Weise an. Aber der Rabbi zeigte, dass er auch eine scharfe Feder zu führen vermochte. In überzeugendster Weise trat er mit seinem reichen Wissen für die Wahrheit des alten überlieferten Judentums ein und wies nach, dass die „Reform" zum Abfall von der Lehre unseres Gottes führen müsste.

Allmählich gelang es dem Rabbi, sich auch in Ungarn durchzusetzen. Das Wort des Psalmisten bewährte sich auch an ihm: ברצות ד' דרכי איש גם אויביו ישלים אתו Wenn Gott Wohlgefallen hat am Wirken des Menschen, so versöhnt er auch seine Feinde mit ihm. Die Anschauung wurde in Ungarn in allen Kreisen allgemein: Alles, was Rabbiner Dr. Hildesheimer unternimmt, tut er לשם שמים „um Gottes Willen".

Der verstorbene Rabbiner von Frankfurt a/M., Dr. M. Horowitz, einer der ältesten Schüler des Rabbi, erzählte aus seiner Studienzeit in Eisenstadt folgende Episode: Einer der grössten Gaonin in Ungarn war einmal zum Rabbi gekommen, um ihn kennen zu lernen. Beim Abschied sagte er: „Mein Freund, ich muss Ihnen hier in Gegenwart Aller sagen: Ich bin zu Ihnen gekommen, um Sie in Ihrer Tätigkeit zu sehen. Wir ungarischen Rabbiner sprechen täglich stundenlang von Ihnen. Ihr ganzes Wesen ist uns wunderbar; Sie sind gelehrt wie wir; Sie sind gottesfürchtig, vielleicht noch mehr wie wir; Sie sind achtungswert in Allem, und wir bewundern Sie. Aber Eins machen wir Ihnen zum Vorwurf: Wie ist es möglich, dass ein solcher גדול ein solcher צדיק stundenlang Lateinisch und Griechisch unterrichtet? Wir wollen nicht mit Ihnen streiten, ob es erlaubt ist oder nicht. Wir sagen, es ist verboten, Sie sagen, es ist erlaubt; aber wir fragen Sie, wie können Sie soviel Stunden dem Thorastudium entziehen?" Da antwortete mein teurer Rabbi: „Verehrter

Freund, sehen Sie, Sie haben damit angefangen, dass Sie täglich stundenlang von mir sprechen; diese Stunden erspare ich. Ich spreche nicht von Hildesheimer und spreche nicht über Andere, und diese Stunden sind es, die ich für Lateinisch und Griechisch verwende. Ich entziehe die Stunden nicht meinem Thorastudium, ich entziehe sie der Versuchung, über Andere zu reden."

Auch ein anderer scharfer Gegner seiner Bestrebungen, Rabbi Hillel, war einst zu ihm gekommen, um die so viel angefeindete Rabbiner-Schule aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Als er nach mehrwöchentlichem Aufenthalt in Eisenstadt den Rabbi verliess, sagte er: Ich habe mich von der Reinheit Ihrer Absichten überzeugt, und weiss, dass Sie ein ausgezeichneter Jehudi sind. Trotzdem bleibe ich weiter ein Gegner der Bildung, denn sie säet den Zweifel in die Herzen der Jugend und entfernt sie von unserer heiligen Thora. Ihnen freilich hat das Studium nicht geschadet, Sie sind mit aller Bildung ein reiner und ganzer Jehudi geblieben, es ist Ihnen wie Rabbi Akiba gegangen, der in die Hallen der Forschung friedvoll eingetreten ist und sie friedvoll, ohne Zweifel, verlassen hat. Aber Sie bilden eine Ausnahme und der יצר הרע gebraucht Sie als Aushängeschild, um andere anzulocken, welche meinen, so wie Dr. Hildesheimer könnten auch sie studieren und trotzdem der Thora treu bleiben.

Aber freilich gelang es dem Rabbi nur, sich persönlich durchzusetzen. Für seine Ideen waren die Juden in Ungarn zu jener Zeit noch nicht reif. Dies trat deutlich auf dem Jüdischen Congress in die Erscheinung, der vom Kultusminister einberufen, im Jahre 1868 in Budapest stattfand. Die ungarischen Juden, welche infolge der liberalen Gesinnung der Behörden seit langer Zeit sich frei entfalten konnten, waren immer sehr patriotisch und waren auch bei dem Aufstandsversuch der Ungarn im Jahre 1848, der von den Österreichern nur mit Hilfe der Russen unter-

drückt worden war, eifrig tätig gewesen. Zur Strafe war ihnen von der Regierung eine empfindliche Geldbusse auferlegt worden. Als nun im Jahre 1866 Ungarn als selbstständiges Königreich anerkannt worden war, beschlossen die Magyaren, den Juden jene Summen, die sie zur Strafe für ihre Treue hatten zahlen müssen, zurückzuerstatten. Das Geld sollte ein Grundkapital bilden, dessen Zinsen zur Unterhaltung jüdischer Schulen und anderer öffentlicher Anstalten verwendet werden sollten. Welcher jüdischen Partei sollte nun dieses Geld zufliessen? Zur Lösung dieser und anderer damit zusammenhängender Fragen war der Jüdische Congress einberufen worden. Hier erlebte nun der Rabbi die grösste Enttäuschung seines Lebens. Neologe und Chassidim, die beiden extremsten Richtungen, vereinigten sich gegen ihn, und mit 35 Delegierten, die treu zu ihm standen, blieb er in der Minderheit. Einer der Führer der Chassidim hat es sogar gewagt, einen Cherem, einen Bann, gegen den Rabbi auszusprechen! Die unselige Spaltung im Kreise der Gesetzestreuen, die einmütig für ihre heiligsten Ideale hätten eintreten müssen und über Abfall und Untreue nur dann siegen konnten, wenn sie einig waren, hat dem Rabbi sehr weh getan. Seine Gattin hat mir erzählt, dass er nach fünfmonatlichem Aufenthalt in Budapest gebeugt und mit gramdurchfurchtem Antlitz zurückgekommen sei.

Als daher im Jahre 1869 an den Rabbi ein Ruf aus Berlin erging, dorthin überzusiedeln und der Führer der gesetzestreuen Judenheit der Hauptstadt zu werden, folgte er dieser Aufforderung. In Berlin waren die religiösen Zustände überaus traurig. An die Spitze des Berliner Rabbinats war um diese Zeit Geiger berufen worden, ein Mann der extremsten Reformrichtung, welcher die Göttlichkeit der Thora in seinen Schriften leugnete. Die Wünsche der Gesetzestreuen fanden keine Berücksichtigung. Da trat der Rabbi an ihre Spitze. Er gründete die

Adass Jisroel-Gemeinde, die sich herrlich entwickelt hat und die thoratreue Judenheit Berlins um ihre Fahne vereinigt. Dass das jüdische Leben in Berlin nicht erstorben und die Thora für Tausende und Abertausende die Richtschnur des Lebens geblieben ist, ist im wesentlichen die Folge der Gründung dieser Gemeinde, die noch heute das Zentrum der frommen Kreise in der Hauptstadt Deutschlands bildet. Eine seiner ersten Taten war die Begründung einer Religionsschule, die sich allmählich zu einer Musterschule entwickelt hat. Zu den Schülern und später zu den Lehrern dieser Anstalt hat auch der Schreiber dieser Zeilen gehört. Diese Schule hat das Verdienst, jüdisches Wissen und jüdische Lebensanschauung in weite Kreise getragen zu haben.

Im Jahre 1873 erlebte der Rabbi die Krönung seines Lebenswerkes, indem er, unterstützt durch jüdische Gelehrte von Weltruf, das Rabbiner-Seminar in Berlin begründete. Aus dieser Anstalt sind mehrere hundert Rabbiner hervorgegangen, die nicht nur in Deutschland und in andern Ländern Europas, sondern auch in Amerika und Australien an der Spitze von jüdischen Gemeinden stehen und mit wenigen Ausnahmen im Sinne und Geiste ihres grossen Meisters die Thora lehren, die Gemeinden leiten und die Jugend erziehen. Unser Rabbi war von der Vorsehung dazu bestimmt, das schwer bedrohte Judentum in Deutschland zu stärken und erhalten zu helfen. Wie wenige hat er in seiner ganzen tiefen Bedeutung den Ausspruch unserer Weisen erfasst: והעמידו תלמידים הרבה Stellet viele Schüler auf. Diese Schüler führte unser Rabbi mit kundiger Hand an die Quellen des Wissens und erfüllte sie mit Liebe und Begeisterung für unsere heilige Lehre. Aus den Händen ihres grossen Lehrers empfingen sie das Banner der Thora, um es ihren Gemeinden voranzutragen. Sie betrachteten es als ihre Lebensaufgabe, die Saat der Gottesfurcht und der unerschütterlichen Treue

gegen die Heiligtümer der Religion in die Herzen des heranwachsenden Geschlechts zu streuen. Es ist nicht auszudenken, was aus dem Judentum in Deutschland geworden wäre, wenn der Rabbi nicht seine Schule gegründet und seine Schüler zu Lehrern und Hütern der Thora bestellt hätte. Was diese Schüler als Rabbiner wirken und leisten, ist s e i n Verdienst, denn sie sind Geist von seinem Geiste; und gewiss gilt auch von ihm der Satz: ואתם מעלה אני עליכם שכר הרבה כאלו עשיתם Ich rechne euch grossen Lohn an, als wenn ihr selbst alles vollbracht hättet.

Einer stets sich vergrössernden Gemeinde vorzustehen, eine grosse Religionsschule zu leiten, das Rabbiner-Seminar zu führen und dabei noch fleissig in der Thora zu forschen und gelehrte Werke zu schreiben, von denen nur sein Kommentar zu den Halachoth Gedoloth erwähnt sei, hätte das Leben eines andern Mannes voll und ganz ausgefüllt. Dabei ist noch zu bemerken, dass der Rabbi auch alle Gelder für das Rabbiner-Seminar selbst gesammelt hat. Wie viele Korrespondenzen musste er führen, wie viele anstrengende Reisen musste er machen, um die materiellen Mittel zu sammeln, die er für das Rabbiner-Seminar gebraucht hat. Nur die grosse gewaltige Energie des Rabbi, den kein Hindernis abzuschrecken vermochte, konnte diese Werke gelingen lassen. Daneben aber hat der Rabbi noch Zeit gefunden, in humanitärer Beziehung ganz ausserordentliches zu leisten. Zu ihm kamen Arme und Hilfsbedürftige in grosser Zahl. Geduldig hörte er sie alle an und half, wo er konnte. Während des deutsch-französischen Krieges gründete er ein Lazareth für jüdische Verwundete, das von seiner Gattin geleitet wurde. Er war es, der dafür sorgte, dass die jüdischen Soldaten während des Feldzuges die hohen Feiertage mit würdigem Gottesdienste begehen konnten. Als im Jahre 1869 die Juden in Persien, als im Jahre darauf die Juden im nordwestlichen

Russland unter einer Hungersnot litten, war er es, der erfolgreiche Sammlungen veranstaltete. Als infolge der ersten Pogrome im Jahre 1883 Tausende von jüdischen Auswanderern Russland verliessen und über Berlin nach Amerika reisten, veranlasste der Rabbi einen reichen Glaubensgenossen, ihm ein grosses Haus für die Auswanderer zu überlassen. Hier wurden sie gelabt und erquickt, mit Wäsche, Kleidern und den nötigsten Hilfsmitteln versehen. Mit den Worten Hiobs konnte man von dem Rabbi sagen: ברכת אובד עלי תבוא „Der Segen der Unglücklichen, der Auswanderer, kam über ihn." Der Rabbi war auch Mitglied des Zentralkomitees der „Alliance israélite universelle" in Paris, an deren Spitze allerdings damals nicht ein Kulturfanatiker, wie Reinach, stand. Er war es, der es durch seinen Einfluss durchsetzte, dass Professor Halevi nach Abessinien entsandt wurde, um das Schicksal der Falaschas, der schwarzen Juden, zu ergründen, die dort, vereinsamt und ohne Kenntnis von der Existenz der Juden in andern Ländern und bedrängt von der Mission, der jedes Mittel zur Bekehrung recht war, sich ihr Judentum unter den schwierigsten Verhältnissen erhalten hatten. Auch an allgemeinen Werken der Nächstenliebe hat der Rabbi stets mit allen Kräften mitgearbeitet. So war er lange Zeit Präsident des segensreich wirkenden Mietehilfsvereins in Berlin. Braucht erst gesagt zu werden, dass das ganze Herz des Rabbi an Zion und Jerusalem hing? Schon im Jahre 1868 unternahm er es, in der Nähe von Jerusalem Armen- und Pilgerwohnungen zu erbauen. Die segensreichen Vereine „Esrath Nidachim" (gegen die Missionstätigkeit) und „Lemaan Zion", der noch heute blüht, hat er gegründet und lange persönlich geleitet. In „Pethach Tikwah", der ältesten Kolonie in Erez Isroël, hat er selbst ein Stück Land gekauft, dessen Ertrag er der dortigen Talmud-Thora-Schule zukommen liess.

Seit dem Tode seiner Gattin kränkelte der Rabbi. Ihr Verlust war der grösste Schmerz seines Lebens, den er nicht verwinden konnte. Am 4. Tamus 5659 (1899) starb der Rabbi, umgeben von seinen Freunden und Schülern. Diejenigen, die bei seinem Tode anwesend waren, hatten die Empfindung: Er hat wie ein Heiliger gelebt, wie ein Heiliger ist er gestorben. Kein Leidenszug trübte sein von seligem Frieden verklärtes Antlitz. Zu seiner Beerdigung waren Tausende und Abertausende aus der Nähe und Ferne herbeigeeilt. Noch nie war ein Jude in Berlin unter so imposanter Beteiligung und unter so ergreifenden Bekundungen einmütigen Schmerzes zur letzten Ruhestätte geleitet worden. Jeder empfand es: Einer der edelsten Menschen, eine der herrlichsten Idealgestalten unseres Volkes, ein Grosser, ein Fürst in Israel war nach vollbrachter Lebensarbeit aus der Welt geschieden.

II.

Wenn ich nun anschliessend an den Bericht von der Wirksamkeit meines verehrten Lehrers einige persönliche Züge seinem Lebensbilde hinzufügen möchte, so weiss ich nicht recht, wo ich anfangen und wo ich aufhören soll, denn ich sehe ihn auch heute noch als eine geschlossene, einzigartige Persönlichkeit vor mir, als eine Gestalt, in der es nichts Unausgeglichenes, Widerspruchsvolles, Brüchiges gab, die vielmehr gehämmert war wie aus einem Guss.

Wenn der König David die Worte spricht: חשבתי דרכי ואשיבה רגלי אל עדותיך Ich überdachte meine Wege und führte meine Füsse zu deinen Zeugnissen, so wollte er gewiss damit nicht sagen, dass er stets nur e i n e n Weg, den Gang ins Gotteshaus, gekannt habe, vielmehr wollte er dem Gedanken Ausdruck geben, dass für ihn auch seine Staatsgeschäfte, seine ganze Tätigkeit als Mensch und

König, weil er alles sub specie aeternitatis tat, ein beständiger Gottesdienst waren. Dieses ist das erste, was ich auch von meinem Lehrer bezeugen möchte. Nie sah ich einen Menschen wie ihn, dessen Tun und Lassen so völlig von dem Gedanken an Gott beherrscht war, und von dem man ohne Übertreibung sagen konnte: Was er auch unternahm, er tat es לשם שמים um Gott zu dienen. Seine Tätigkeit war eine rein ideale. Für das, was er leistete, nahm er keine Bezahlung an. Schon in Eisenstadt, so wurde mir von einem seiner ältesten Schüler erzählt, liess er an jedem Freitag das Gehalt, welches er als Rabbiner empfing, und das dort wöchentlich entrichtet wurde, an die Armen verteilen. In Berlin nahm er weder als Rabbiner, noch als Schulleiter, noch als Rektor des Rabbiner-Seminars irgend eine Belohnung an; im Gegenteil, er, der für sich selbst vollkommen bedürfnislos war, gab reiche Spenden für alle jüdischen Institutionen. Um so höher ist es anzuerkennen, dass er, der vollkommen frei und unabhängig war, mit einem Eifer, einer Treue und einer Hingebung sein ganzes Leben hindurch gearbeitet und geschafft hat, die demjenigen, der es nicht selbst staunend mit angesehen hat, fast unglaublich erscheinen muss. Sein ganzes Leben war nichts wie treue Pflichterfüllung. Mit allem, was er tat, stand er bewusst im Dienste Gottes, und wie von Rabbi Jehudo Hannosi konnte man auch von ihm sagen: Er hat gearbeitet mit allen seinen zehn Fingern; aber nach Genuss und Vergnügen nicht einmal für seinen kleinen Finger Verlangen gehabt. Niemals zeigte sich der Rabbi krank oder erholungsbedürftig, niemals hatte er ausser an Purim und an den Feiertagen Zeit für Zerstreuungen und Vergnügen. Niemals hat er einen Kurplatz aufgesucht. Einmal weilte seine Gattin in Karlsbad und bat ihn dringend, ebenfalls dorthin zu kommen, und um ihn zur Reise anzuspornen, schrieb sie ihm, er werde dort Gelegenheit haben, bei den

reichen Kurgästen viel für seine Sammlungen tun zu können. In Wirklichkeit wünschte sie, ihm bei dieser Gelegenheit eine kleine Ausspannung und Erholung zu verschaffen. Aber während er seiner Gattin sonst keinen Wunsch versagte, schlug er ihr diese Bitte ab. Dabei hat niemand den Rabbi jemals missmutig oder unlustig gesehen. Immer sahen wir ihn fröhlich und heiter. Der Gedanke, sich im Dienste des Höchsten zu mühen, das Gute zu wollen und zu erstreben, das Bewusstsein der erfüllten Pflicht liessen ihm alle Arbeit leicht erscheinen und machten ihn glücklich und zufrieden.

Des Morgens stand er sehr früh auf. Rabbiner Dr. Rosenthal in Breslau, einer seiner ältesten Schüler, erzählt, dass er in Eisenstadt zusammen mit andern Bachurim bereits des Morgens von 2—4 Uhr den Unterricht des Rabbi genoss. Zu der Zeit, da ich der Schüler des Rabbi war, stand er morgens um 3 Uhr auf. Dann kochte er sich selbst schwarzen Kaffee, wie er es von seiner Studentenzeit gewohnt war und studierte und forschte einige Stunden lang. Es waren die einzigen am Tage, in denen er vor Störungen sicher war. Dann ging er in die kleine Synagoge, wo er regelmässig vorbetete. Schnell nahm er dann sein Frühstück ein und empfing in früher Morgenstunde diejenigen, die ihn zu sprechen verlangten. Im Sommer um 7, im Winter um 8 Uhr, pünktlich wie eine Uhr, begann er den Unterricht im Rabbiner-Seminar, wo er die obere Abteilung leitete. Pünktlich schloss er auch den Unterricht, und die etwas langsam schlagende Uhr des Seminars hatte noch nicht ausgeschlagen, so hörte man bereits die Haustüre ins Schloss fallen, und der Rabbi begann seine eiligen Mizwohgänge, die ihn täglich mehrere Stunden in Anspruch nahmen. Nie liess der Rabbi den Unterricht ausfallen. Er unterrichtete, um nur ein Beispiel anzuführen, am Erew Sukos nachmittags, bis nur noch etwa eine knappe halbe Stunde zum Beginn des

Festes fehlte. Dann eilte er nach Hause, deckte ein Stück der Sucko, das man für ihn reserviert hatte, um auch an dieser Mizwoh teil zu haben, wusch sich und kleidete sich an und war pünktlich bei Beginn des Gottesdienstes in der Synagoge. Wenn er Reisen unternahm, so berechnete er die Zahl der Unterrichtsstunden, die er versäumen musste, und gab sie den Schülern im voraus. Nur einmal versäumte er zwei Tage lang den Unterricht. Ein grosser und frommer Gelehrter war in Berlin gestorben und hatte zwei unversorgte Töchter zurückgelassen. Da benutzte der Rabbi die zwei Tage, die den Todesfall von der Beerdigung trennten, um bei wohltätigen Glaubensgenossen in Berlin die schöne Summe von 50,000 Mk. zu sammeln.

Wieviele solche Werke der Wohltätigkeit hat der Rabbi in seinem Leben vollbracht, von denen niemand ausser den Beteiligten etwas erfahren hat. Das war das Grosse am Rabbi, er fand Zeit für alles, und von ihm, dem so viel Beschäftigten, der mehr geleistet hat, als eine ganze Anzahl fleissiger Männer zusammen zu schaffen vermögen, hörte man nie das Wort: er habe keine Zeit. Hierfür möchte ich zunächst ein Beispiel aus meinem eigenen Verkehr mit dem Rabbi anführen. Als ich zur Probepredigt nach Basel berufen wurde und mich von ihm verabschiedete, fand ich ihn ganz vergraben in seine Folianten, da er eben ein wichtiges Gutachten auszuarbeiten hatte. Als er von mir hörte, dass mein Zug „erst" in einer Stunde abgehe, schob er schnell entschlossen sein Manuskript beiseite. „Hier setze dich hin," sagte er, während er im Zimmer hin- und herging, „eine Probepredigt wirst du wohl ausgearbeitet haben; aber es wird in Basel doch einige Gelehrte geben (hier hatte ihn sein Optimismus, wie so manches Mal, getäuscht), die sich mit dir über die Thora werden unterhalten wollen. Da will ich dir, da es dir doch noch an Übung fehlt, einige schöne Erklärungen sagen, die du kurz skizzieren kannst." Ein

anderes Beispiel: Als der Rabbi einst beim Seder sass, kam, es war schon nach Mitternacht, ein Soldat aus einer entlegenen Kaserne und teilte ihm mit, dass das Gesuch der jüdischen Soldaten um Befreiung vom Dienste am Pesach-Feste vom Hauptmann abschlägig beschieden sei. Da verliess der Rabbi, der damals schon hoch in den Sechzigen stand, den Seder. Jede Begleitung lehnte er ab und ging mit dem Soldaten nach der Alexandrinenstrasse, die etwa eine Meile von seiner Wohnung entfernt war. Dort sprach er mit dem diensttuenden Major, erlangte die Dispensation der jüdischen Soldaten und kehrte spät in der Nacht nach Hause zurück.

Nie habe ich es begreifen können, woher der Rabbi die Zeit nahm, alle Mizwos zu erfüllen, denen sein Leben gewidmet war. Zahllose Trauernde hat er mit herzlichem Zuspruch getröstet: zahllose Kranke hat er besucht und es verstanden, auf eigene Art sie aufzumuntern und zu stärken! Lag ein jüdischer Soldat im Spital auf dem weit entlegenen Tempelhofer Felde, so trat, wenn sich niemand um ihn kümmerte und er sich ganz verlassen glaubte, sicherlich eines Tages der Rabbi an sein Schmerzenslager, um ihn mit milden Worten aufzurichten.

Wie der Rabbi sich abarbeitete, zeigte sich, wenn er uns Knaben aus der Selekta — wir waren etwa 8 Knaben von 15—16 Jahren — abends von 8—10 Uhr im Talmud unterrichtete. Der Rabbi war gerade für heranwachsende Schüler ein ganz vorzüglicher Lehrer. Wir lernten bei ihm den ersten פרק von בבא מציעה mit תוספת. Lebendig trug er uns vor. Dann mussten wir den Text nachsagen und alles klar auswendig wiederholen. Warum der Rabbi beim Unterricht hin- und herging, merkten wir zunächst nicht, bis es uns deutlich wurde: er kämpfte mit eisernem Willen gegen die Müdigkeit und das Schlafbedürfnis. Denn wenn er sich hie und da hinsetzte, so kam es manches Mal vor,

dass er für Sekunden einschlief. Er ermunterte sich jedoch sofort wieder und hatte sich so in der Gewalt, dass er mit den gleichen Worten fortfahren konnte, bei denen ihn der Schlaf übermannt hatte. Man sagte von dem Rabbi, dass er, wenn er sich niederlegte, schon einschlief, wenn er den zweiten Fuss noch nicht ins Bett gezogen hatte. „Süss war der Schlaf des Arbeiters", er schlief wahrlich den Schlaf des „Gerechten".

Freilich hätte der Rabbi diese umfassende Tätigkeit nicht vollbringen können, wenn Gott ihm nicht die edle und seiner würdige Gefährtin fürs Leben gegeben hätte. Wie sie die Heimat verliess, um in das kulturarme Ungarn überzusiedeln, und wie sie, die Tochter aus reichem Hause, sich dort abmühte, die Schüler ihres Mannes mit Wäsche und Kleidern zu versorgen, so war sie immer und überall die treue Gehilfin ihres Mannes, die Stütze an seiner Seite, mit der er sich über alles beriet und die in schweren Stunden ihn angespornt und ermutigt hat. Nie sah ich mehr als hier die Wahrheit des Wortes der Weisen bestätigt: „Das Haus, das ist die Frau." Sie gab dem Hause das Gepräge. Dass dieses Haus so schön und traulich war, dass besonders die Festtage im Hause denen, die sie mit der Familie feiern durften — ich selbst war am Suckos, da wir keine eigene Sucko hatten, zehn Jahre lang Gast des Hauses — stets unvergesslich bleiben werden, das war ihr Werk. Würde und Hoheit umgaben sie, und echte Vornehmheit war ihr eigen. „Ihren Mund öffnete sie mit Verstand, und Worte der Güte waren auf ihrer Zunge." Auch, dass Wohltätigkeit im Hause in ausserordentlichem Masse geübt wurde, dass wer hungrig ins Haus kam, es satt wieder verliess, — der Rabbi nannte manches mal scherzhaft sein Haus das Hotel zum Wilden Mann — wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht der Rabbi eine so edle, herrliche Gattin gehabt hätte, die von gleichem Streben wie er beseelt war.

Eine besondere Würdigung verdient das eigenartige Verhältnis des Rabbi zu seinen Schülern. Der Rabbi hat mir selbst einmal gesagt, er habe über 1200 Schüler ausgebildet. Was konnte da ein einzelner Schüler für ihn bedeuten? Und doch sah er in keinem eine „vorübergehende Erscheinung". Jeder war ihm lieb und wert, und seine Schüler waren ihm teuer wie seine eigenen Kinder. Er nahm an ihrem Wohl und Wehe teil und hörte nicht auf, sich um ihr Ergehen mit Liebe und Treue zu kümmern. Mich hatte er — aber das glaubte wohl ein jeder von sich — besonders in sein Herz geschlossen. Ich war als Knabe zart und schwächlich. Es war in den Sommerferien des Jahres 1875, und ich nahm seit kurzem am Unterricht des Rabbi teil, da klingelte es an unserer Wohnung, und der Rabbi trat herein. Er müsse, so sagte er, wegen einer Mizwoh einen Gang nach Neuschönhausen machen (ca. 2 Meilen von Berlin), und da er gehört habe, dass der Aufenthalt in der frischen Luft mir gut tun würde, so lade er mich ein, ihn zu begleiten. Damals hat der Rabbi mein ganzes Herz gewonnen. Man denke! Ein Mann, der mit den grössten Männern seiner Zeit in allen Ländern verkehrte, der für die Hungrigen in Persien und Russland sorgte, der so viel Grosses und Schweres zu leisten hatte und leistete, dachte daran, dass ein heranwachsender Knabe frische Luft brauche und benutzte die Gelegenheit, sie ihm zu verschaffen. In Neuschönhausen, wohin ich den Rabbi begleiten durfte, wohnte ein reicher jüdischer Papierfabrikant aus Halberstadt, bei dem der Rabbi einige 100 Taler erbitten wollte, die er für arme kurbedürftige Männer und Frauen brauchte. Auf unserm Wege staunte ich über die Ehrfurcht, welche die Erscheinung des Rabbi, seine hohe Denkerstirn, sein weisses Haar, seine strahlenden blauen Augen bei allen, die er ansprach, erweckte. Mit mir sprach der Rabbi während des ganzen Weges Thora, unzählige Wörtchen, ernste und heitere,

sagte er mir und liess sie mich zum Zeichen, dass ich sie verstanden hatte, nach seiner Gewohnheit wiederholen. Eine dieser Erklärungen ist mir bis zum heutigen Tage im Gedächtnis geblieben. Ich weiss nicht, ob der Rabbi nicht damals die Liebe und die Freude am Lernen in mein Herz gepflanzt hat.

Was der Rabbi für seine Schüler zu tun fähig war, dafür ein Beispiel aus meinem Leben. Als ich das Rabbinat in Basel antrat, war ich erst 23 Jahre alt und noch nicht militärfrei. Eine Eingabe meiner Eltern, mich als einzigen Sohn vom Dienst zu befreien, war abgelehnt worden, obgleich die angeführten Gründe den Bestimmungen der Wehrordnung vollauf genügten. Von Basel aus machte ich an die Oberersatzbehörde eine zweite Eingabe. Jedoch war sie, so sagte man mir, zwecklos, wenn niemand durch persönliche Fürsprache für die Wahrheit der in meinem Gesuche niedergelegten Gründe eintrat. Ich hatte in Berlin viele einflussreiche Freunde und Verwandte. Ich schrieb ihnen, doch antworteten sie, es sei ein ängstlich gehütetes Amtsgeheimnis, welcher Zivilbeamter an der Musterung teilnehmen würde, und sie könnten nichts für mich tun. Zuletzt wandte ich mich an den Rabbi. Er brachte den Namen der Persönlichkeit, die der Musterung beizuwohnen hatte, in Erfahrung. Es war ein Geheimrat v. W. in Potsdam. Er suchte ihn auf und bat ihn, sich für mich zu interessieren. Der Geheimrat versprach es, und als der Rabbi sich bei ihm bedankte, sagte v. W.: „Im Gegenteil, ich muss Ihnen danken, dass Sie mir Gelegenheit geben, ein gutes Werk zu tun.“ All das erfuhr ich erst später. Mit dem Nachtschnellzug kam ich in Berlin an und trat mit vielen andern klopfenden Herzens vor die Behörde. Diejenigen, die vor mir aufgerufen wurden, wurden alle ohne Ausnahme ins Militär eingereiht. Als mein Namen genannt wurde, stand ein Herr, der an dem Tische der Beamten sass, auf und sagte zu dem General, der die

Verhandlung leitete: „Exzellenz, es ist mir von vertrauenswürdiger Seite mitgeteilt worden, dass dieser Fall besondere Berücksichtigung verdient.“ Diese Worte genügten, mich vom Militärdienst zu befreien und meinem Amte wieder zurückzugeben.

Für seine Schüler war dem Rabbi keine Arbeit zu gross, keine Mühe zu viel. Um meine Trauung selbst vorzunehmen, verbrachte er, der damals schon fast 70 Jahre zählte, zwei Nächte im Eisenbahnwagen. Als er nach einem geistsprühenden Toast auf Rabbi Meier Bergel, den grossen und überaus bescheidenen Talmudgelehrten von Rawitsch, von der Hochzeitsgesellschaft Abschied nahm, sagte mein Freund und Lehrer Rabbiner Dr. Cahn-Fulda, ebenfalls ein Schüler des Rabbi, es missfalle ihm an unserem Rabbi ein Zug, jedoch würde es die schuldige Ehrfurcht gegen den Lehrer verletzen, wenn er, als Schüler, diesen Zug nennen würde. Es entspann sich nun ein witziger Streit zwischen Lehrer und Schüler, bis der Rabbi ihm schliesslich befahl, sich deutlicher auszudrücken, und es nun herauskam, dass ihm der Zug missfalle, mit dem der Rabbi uns verlassen wolle!

Ebenso gut und opferbereit, wie der Rabbi gegen mich war, hat er sich, wie mir bekannt geworden ist, auch gegen viele andere seiner Schüler erwiesen, und es ist daher begreiflich, dass die Schüler des Rabbi mit unglaublicher Liebe und Verehrung an ihm hingen. Von dem Dichter Uhland wird erzählt, dass er einmal einem Trupp von Jünglingen begegnete, die gerade das von ihm verfasste Lied „Ich hatt' einen Kameraden“, sangen. Sie nahmen ihn in ihre Mitte und als sie an die Stelle kamen: „als wär's ein Stück von mir“, stimmte der Dichter kräftig und stolz mit ein. Ähnlich konnte man von den Schülern des Rabbi sagen: wir alle sind ein Stück von ihm. Nie war der Einfluss einer Persönlichkeit auf andere stärker als derjenige, den er auf seine Schüler ausübte. Seine Auf-

fassung vom kategorischen Imperativ der Pflicht, die er uns vorlebte, seine abgeklärte Weltanschauung, seine tief innige Liebe zur Thora, seine feurige Begeisterung für die Worte der Weisen sind die Ideale seiner Schüler geworden. כחצים ביד גבור Wie Pfeile in der Hand des Helden, die, nachdem der Schütze sie abgeschossen, immer noch die Richtung verfolgen, die jener ihnen gegeben, so sind die Schüler des Rabbi trotz aller Schwierigkeiten und Anfechtungen mit wenigen Ausnahmen den Prinzipien ihres Lehrers treu geblieben, auch nachdem sie längst ins Leben hinausgetreten waren. Für uns Schüler war und blieb er das Ideal eines Menschen und Juden. Sein Wort war uns heilig und in allen Dingen absolut entscheidend und massgebend. Nicht als ob wir ihn für den klügsten Menschen gehalten hätten — glaubte er doch jedem und war so leicht zu täuschen wie ein Kind — aber der Beste und Edelste war er in unsern Augen, und wir waren von der Überzeugung durchdrungen דעת חכמים נוחה הימנו was er sagte, war im Sinne der Thora und unserer Weisen gesprochen.

Auch in Dingen, die das religiöse Gebiet nicht berührten, ist er uns zum Muster geworden. Über den Rabbi als Prediger habe ich im Jahre 1900 im „Israelit" zwei Aufsätze veröffentlicht. Nun war das Predigen sicher nicht die stärkste Seite des Rabbi, denn er hatte die Gewohnheit, sich auf seine Reden nicht vorzubereiten. Und dennoch habe ich, wenn ich an jedem Sabbath, an dem ich nicht predige, einen auf dem Midrasch aufgebauten religiösen Vortrag halte, das Gefühl, dass ich dem Rabbi in der bewusst einfachen und kunstlosen, aber dabei intimen und gemütvollen Erklärung der Thora, die ihm eigen war, nachzuahmen suche.

Wieviel der Rabbi bei seinen Schülern galt, dafür will ich einige Beispiele anführen. Einmal hatte einer seiner Schüler etwas getan, was den Rabbi, der sehr impulsiv

war, veranlasste, ihn in einer öffentlichen Erklärung im „Israelit" zu desavouieren. Der Betreffende stand damals als Rabbiner an der Spitze einer grossen Gemeinde und war vom Rabbi vollkommen unabhängig. Unter andern Umständen durfte man erwarten, dass er eine Klage wegen Ehrbeleidigung gegen ihn anstrengen würde. Aber das Verhältnis des Rabbi zu seinen Schülern war eben ein anderes. Als jener Rabbiner die gegen ihn gerichtete Erklärung im „Israelit" las, kam er schon am nächsten Tage nach Berlin, um den Rabbi um Verzeihung zu bitten. An der Türe zu seinem Studierzimmer blieb er stehen und fing an bitterlich zu weinen, und sagte zu der Gattin des Rabbi, der ich diesen Bericht verdanke: Er habe beim Tode seiner Eltern nicht so geweint, denn es tue ihm zu wehe, den Rabbi, dem er so viel verdanke, erzürnt zu haben.

Im Jahre 1884 fand in Berlin eine Rabbiner-Versammlung statt, an welcher der Rabbi und seine Freunde nicht teilnahmen. Ein ehemaliger Schüler des Rabbi hatte den Aufruf zum Besuche der Rabbiner-Versammlung unterschrieben. Er entschuldigte sich deshalb beim Rabbi, betonte aber, dass er nunmehr, nachdem er selbst zu der Tagung eingeladen habe, derselben nicht fern bleiben könne. Zu jener Zeit schrieb ich hie und da Briefe für den Rabbi, welcher die Fähigkeit hatte, zu gleicher Zeit selbst schreiben und diktieren zu können. Damals musste ich im Namen des Rabbi jenem Rabbiner einen Brief schreiben, in welchem er ihn entschieden ersuchte, sich an der Versammlung nicht zu beteiligen. Am Tage darauf traf ich einen Herrn, der für die auswärtigen Rabbiner die Wohnungen zu besorgen hatte, und dieser teilte mir mit, was mich natürlich nicht in Erstaunen setzte, der betreffende Rabbiner habe soeben telegraphiert, er sei verhindert, nach Berlin zu kommen.

Natürlich gab es unter so vielen Schülern des Rabbi auch solche, die ihrem Lehrer untreu geworden sind. Einer

der ärgsten abtrünnigen Schüler war der verstorbene Dr. R. in A. (Ungarn), der sogar Mischehen „einsegnete". Als der Rabbi begraben wurde, erkannte ein alter Bekannter Dr. R. im Trauerzuge. Wie? Sie sind hier? fragte er ihn erstaunt, und jener antwortete: „Bitte verraten Sie mich nicht; ich weiss wohl, dass ich nicht würdig bin, mich einen Schüler des Rabbi zu nennen. Ich gehe auch nicht ins Trauerhaus und schreibe mich nicht in die Listen ein. Aber als ich im Pester Lloyd die Depesche vom Tode des Rabbi las, da litt es mich nicht daheim. Da zog es mich her wie mit magnetischer Gewalt, ich musste diesem Manne die letzte Ehre erweisen.

Auch aus meinem Leben möchte ich ein Beispiel anführen, aus welchem zu ersehen ist, welche Autorität der Rabbi bei seinen Schülern besass. In den ersten Jahren meiner Wirksamkeit fehlte es nicht an Reformbestrebungen in meiner Gemeinde, die mir schweren Kummer und grosse Sorgen bereiteten. Einmal hatte der Gemeinderat einen Beschluss gefasst, der meinen religiösen Grundsätzen zuwiderlief. Unser Gemeindepräsident, der mir sonst in religiösen Dingen zur Seite stand, war von Basel abwesend, und die Entscheidung drängte. Da schrieb ich einen Eilbrief an den Rabbi, setzte ihm alles klar auseinander und sagte zuletzt: „Ich bitte Sie, verehrter Rabbi, nicht um eine Erlaubnis, auch nicht um ein Verbot, zumal ich weiss, dass nur sachliche und nicht persönliche Gründe Ihre Entscheidung beeinflussen. Nur um eins bitte ich Sie im Hinblick auf meine oft bewährte Treue: um eine klare Antwort, die mir zeigt, was ich zu tun habe. Ich erwarte also morgen eine Depesche von Ihnen. „Ja" soll heissen, dem Willen der Gemeinde nachgeben, „Nein" soll bedeuten, auf meinem Standpunkt beharren und das hiesige Rabbinat aufgeben. Der Rabbi telegraphierte am nächsten Tage „Ja", gab mir geeignete Ratschläge und tröstete mich mit der Versicherung, dass für mich noch Tage fried-

voller, ruhiger Wirksamkeit kommen würden. Sein Wort, an das ich damals nicht glaubte, ist in Erfüllung gegangen. Hätte der Rabbi mir damals „Nein" telegraphiert, so hätte ich ohne Schwanken auf meine hiesige Stellung Verzicht geleistet, in der festen Überzeugung, dass, nachdem der Rabbi so entschieden, der Weg, den er mir vorgezeichnet, derjenige sei, den ich nach Pflicht und Gewissen zu gehen habe. Im Hinblick auf diese und ähnliche Vorgänge wandte ich auf den Rabbi in der Trauerrede den Satz an, den einst Rabbi Akiba an der Bahre des Rabbi Elieser gesprochen: „Viel Geld hätte ich zu wechseln, aber der Geldwechsler ist nicht da;" d. h. aus der Sprache jener Zeit in diejenige unserer Tage übersetzt: Viele Fragen hätte ich zu stellen, aber derjenige, der sie zu beantworten, der alle Schwierigkeiten zu lösen vermag, der die massgebende Autorität unserer Zeit ist, ihr Richtung und Ziel gebend, er fehlt, er ist von uns gegangen.

Wir müssen dem Allmächtigen dafür danken, dass er vor hundert Jahren der Menschheit und dem Judentum unsern Rabbi geschenkt, und mit ihm das Ideal eines Menschen und Jehudi in unsere Mitte gepflanzt hat. Ich aber und meine Gefährten danken Gott für die Gnade, dass wir die Wirksamkeit dieses Mannes mit ansehen und die Erinnerung an ihn ins Leben hinaustragen durften. Von unserm Rabbi gilt in allen seinen Teilen das Wort aus dem Buche Daniel: והמשכילים יזהירו כזוהר הרקיע ומצדיקי הרבים ככוכבים עולם ועד. Die Weisen werden leuchten, wie der Glanz am Himmel, diejenigen aber, welche auf die Menschen veredelnd wirken, wie die Sterne immer und ewig. זכר צדק לברכה Sein Andenken wird ein segensreiches sein für alle Zeiten. „Es wird die Spur von seinen Erdetagen nicht in Aeonen untergehen."

7/17/73

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

BM 755 H43C6 Cohn, A
Rabbi Israel Hildesheimer

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 14 18 13 08 004 8